

Pressestimmen zur Ausstellung

Triumph und Trauma

Sowjetische und Postsowjetische Erinnerung an den Krieg

Deutsch-Russisches Museum Berlin-Karlshorst

5. Mai bis 11. September 2005

(zusammengestellt von Jürgen Danyel und André Kockisch)

Weyerer, Godehard

Triumph und Trauma. Der russische Blick auf den Zweiten Weltkrieg. Rezension des Ausstellungskataloges, in: Süddeutsche Zeitung, 14.11.2005, S. 15.

Schulz, Bernd

Russlands Zusammenhalt. Die Veteranen der Roten Armee haben ihr eigenes Bild vom Krieg. Eine Ausstellung in Karlshorst

Der Tagesspiegel 13.08.05, S. 24

Hierzulande ist die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg beinahe schon Routine geworden. Der entscheidende Paradigmenwechsel erfolgte vor zwanzig Jahren mit der Rede Richard von Weizsäckers, der die bis dahin beschworene „Katastrophe“ durch den Begriff der „Befreiung“ ersetzte und Ursachen und Wirkungen des 8. Mai 1945 benannte. Punktum. In diesem Jahr 2005 konnte allenfalls noch irritieren, wie selbstverständlich Bundeskanzler Schröder mit seinem Präsidentenfreund Putin bei der Moskauer Gedenkfeier zusammensaß. (...)

Das Deutsch-Russische Museum in Berlin-Karlshorst ist der berufene, weil durch die Kapitulation der Wehrmacht am 8. Mai authentische Ort, um die so ganz andersartige Kriegserinnerung in Russland zu beleuchten. Der Titel der weit gefächerten Ausstellung „Triumph und Trauma“ spiegelt exakt ihr Grundkonzept. Parallel zur offiziellen Siegesverherrlichung verläuft die Geschichte der privaten, von Leid und Trauer geprägten Erinnerung in einem Land, das mehr als 20 Millionen Opfer zu beklagen hatte. Diese private Erinnerung musste der offiziellen umso mehr zuwiderlaufen, als sich die Opfer des „faschistischen Überfalls“ und die Opfer des stalinistischen Terrors nicht säuberlich trennen lassen. Bekanntlich wurden heimkehrende Kriegsgefangene der Roten Armee, die die systematisch betriebene Aushungerung in den NS-Lagern überlebt hatten, pauschal als „Verräter“ diffamiert und zumeist gleich in die nächsten Lager weitergereicht – die des sowjetischen Gulags. (...)

Zwar nimmt die Zahl der Kriegszeugen rapide ab. Doch – so resümiert der vorzügliche Katalog – „die Erinnerung an den ‚Großen Vaterländischen Krieg‘ ist heute für das historische Selbstverständnis der russischen Gesellschaft von noch größerer Bedeutung als in den Jahrzehnten der Sowjetunion.“ Offen bleibt die künftige Bereitschaft, „in der Erinnerung an den opferreichen und moralisch gerechtfertigten Sieg über den Nationalsozialismus den unzweifelhaften Zusammenhang mit der mörderischen Diktatur Stalins zu akzeptieren, diese Ambivalenz zu ertragen, ohne dass die Bedeutung des Sieges dadurch verringert würde“.

Bisky, Jens

Monumente und Versehrte. „Triumph und Trauma“ im Deutsch-Russischen Museum Berlin

Süddeutsche Zeitung 06.05.05

„Jede Erinnerung an den Großen Vaterländischen Krieg ist notwendig mit der Erinnerung an die totalitäre Herrschaft verbunden. Kaum lassen sich „gut“ und „böse“, offiziell verordnetes und persönliches Gedenken reinlich scheiden. Wenn Brautpaare am Tag der Hochzeit an den monumentalen Kriegsdenkmälern einen Strauß niederlegten, trauerten sie wahrscheinlich auch um Tote aus ihrer Familie. Bolschewistische Geschichtspolitik und persönliche, gesellschaftliche Bedürfnisse trafen sich in diesem Punkt.

Mit Fotos, Büchern, Plakaten, Gemälden und Zeitungsartikeln vergegenwärtigt jetzt eine Ausstellung im Deutsch-russischen Museum Berlin-Karlshorst Momente und Etappen der sowjetischen und postsowjetischen Erinnerung an den Krieg.“ (...)

„Der Wille zur Heroisierung ist noch immer stark. Das Denkmal „Tragödie des Volkes“, gewidmet den zivilen Opfern, zeigt mehrere Reihen von Menschen, die zur Erde fallen, die hinteren verwandeln sich allmählich zu geneigten Grabsteinen. Zunächst wurde dieses Denkmal vor dem Eingang zum „Zentralmuseum des Großen Vaterländischen Krieges“ aufgestellt, das 1995 – nach Protesten der Veteranen – eröffnet werden konnte. Da das Denkmal vielen zu pessimistisch erschien wurde es auf einen Platz neben dem Museum umgesetzt.

Und doch ist die Erinnerungskultur im heutigen Russland vielfältiger. Die Verbrechen des Stalinismus werden diskutiert, der Mord an den polnischen Offizieren in Katyn nicht mehr geleugnet. Die Fernsehserie „Strafbat“, die Angehörige eines Strafbataillons als Kämpfer gegen die Wehrmacht und Opfer des NKWD zeigt, war ein Riesenerfolg. Seit Anfang der neunziger Jahre wandern Jugendliche wieder zu Kriegsschauplätzen und graben dort mit dem Ziel, das Schicksal der verschollenen Toten aufzuklären. Allein im Jahr 1995 konnten sie die sterblichen Überreste von etwa 22 000 Gefallenen bergen und bestatten.

Die Ausstellung vermeidet bewusst eine Gesamtaussage, sie informiert und erzählt einzelne Geschichten. Vor allem aber warnt sie vor dem selbstgerechten Spott über die oft fremd anmutenden Gedenkrituale. Wie denn soll eine Gesellschaft damit leben, dass sie unter verbrecherischer Führung, mit Millionen Opfern und verheerenden Zerstörungen, ohne glückliche Nachkriegsgeschichte den wichtigsten Sieg des 20. Jahrhunderts errang.“ (...)

Esch, Christian

Ohne Hitlerjacke. In Karlshorst wird die Erinnerung an den „Großen Vaterländischen Krieg“ dokumentiert.

Berliner Zeitung 06.05.05, S. 28

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2005/0506/feuilleton/0004/>

Wenn es den Streit um die Beutekunst nicht gäbe, dann hätte an diesem Mittwochabend zur Eröffnung der Ausstellung "Triumph und Trauma" Hitlers Jacke über einem Stuhl gehangen. Authentisch angesengte Markenware, bedeutungsvoll präsentiert neben einer intakten, aufrecht gezeigten Uniformjacke Stalins, und das in jenem Saal, wo die Wehrmachtsführung einst die Kapitulation unterzeichnete -so hatte sich das der Direktor des Deutsch-Russischen Museums Karlshorst, Peter Jahn, vorgestellt. Eine wirkungsvolle Inszenierung, bevor man die nüchterne Dokumentation über sowjetische und postsowjetische Erinnerung an den Krieg im Nebenraum betritt.

Aber Hitlers Uniformjacke befindet sich als Kriegsbeute in Moskau. Ausgeliehen hätte man sie nur gegen eine staatliche Rückgabegarantie, wer weiß, ob die Deutschen sie sonst nicht zurückfordern würden? Die deutsche Seite allerdings, in diesem Fall das Haus von Bundeskulturministerin Christina Weiss, hatte nur bestätigen wollen, dass man

die Jacke ohnehin nicht als "Kulturgut" betrachte, womit eine Rückgabegarantie unnötig sei. So blieb die Jacke in Moskau und das Reizthema "Beutekunst" an diesem Abend im Hintergrund präsent, obwohl es in den Reden unerwähnt blieb. Christina Weiss sprach über die "erfreuliche Unübersichtlichkeit" der europäischen Erinnerungslandschaft, seit die ostmitteleuropäischen Staaten ihre eigenen Erfahrungen mit Befreiung und Unterdrückung einbrächten. Alexander Schkurko, Generaldirektor des Staatlichen Historischen Museums am Roten Platz, redete dunkel von europäischer Verständigung "auf einer neuen ideologischen Basis".

Ausstellungen, die nicht den Krieg selbst, sondern die Geschichte seiner Erinnerung und Vergegenwärtigung zum Gegenstand haben, sind zahlreich. Das Deutsche Historische Museum hat die "Mythen der Nationen" zusammengestellt und soeben der deutschen Erinnerung eine Ausstellung gewidmet; das Karlshorster Museum mit seinen weit bescheideneren, aber gut eingesetzten Mitteln hatte vor zwei Jahren das Nachleben der Schlacht von Stalingrad geschildert. Das jetzige Thema ist umfassender - es umfasst sogar das Museum selbst, das ja 1967 als Teil der offiziellen sowjetischen Erinnerung an den Sieg über den Faschismus entstanden ist. Neben der "Großen Sozialistischen Oktoberrevolution" war der "Große Vaterländische Krieg" stets die zweite Säule, auf die das System seine Legitimität stützte. Der eine Mythos ist mit der Sowjetunion untergegangen, der andere ist so lebendig wie je.

Im Willen, nun von allem ein bisschen zu zeigen, zeigt die Ausstellung wenig Überraschendes. Man erfährt, wie die Erinnerung sich auf Sieg und Heldentum konzentrierte und für unsteuerbare Trauer und zwiespältige Erinnerungen wenig Raum ließ. Schon die Zahl der eigenen Opfer war ein Politikum. Um die Erfolgsbilanz zu schönen, sprach Stalin von nur sieben Millionen Toten. Nach seinem Tod wurden es zwanzig, in den Achtzigern 27 Millionen. Die Ermordung der sowjetischen Juden als Juden blieb fast unerwähnt - der Gedenkort in Babij Jar ist ein Beispiel -, um die Einheit des Sowjetvolkes im Kampf nicht anzutasten. Soldaten, die die deutsche Kriegsgefangenschaft überlebten, wurden pauschal des Verrats verdächtig; bis heute ist ihr Schicksal wenig erforscht.

Der soldatischen, in geringerem Maße der zivilen Opfer wurde auf monumentale Weise gedacht. Die Anlagen von Jewgenij Wutschetitsch in Treptow, Wolgograd - samt bombastischer Erotik - und Kiew sind zu Ikonen geworden, dem Betrachter vertraut und fremd zugleich. Wieviel ergreifender sind die kleinen Gedenkkorte, die die Ausstellung auch zeigt - von jenem Grab in Stalingrad 1942, das mit wackeligen Bettgestellen umzäunt ist, bis zum ganz privaten Denkmal in Borki in Weißrussland: "Hier wurde im Jahre 1942 von den Deutschen meine Familie erschossen: Vater (Jg. 1900), Mutter (1901), Schwestern (1922 und 1930), Frau (1921), Söhne (1939 und 1941). Allein übrig geblieben, setze ich dies zum Gedächtnis. Demjanjuk, Alexej Gawrilowitsch".

Aber Einzelgräber hat dieser Krieg kaum zurückgelassen, und auch der offizielle Kult erfüllte Bedürfnisse nach Trauer und Sinnstiftung in einer vom Krieg gezeichneten, zwangssäkularisierten Gesellschaft. Noch heute besuchen Brautpaare das Grab des unbekanntes Soldaten ihrer Stadt - ein Brauch, der Ende der Sechziger entstand, als das Hochzeitsritual aufgewertet wurde. Es wäre billig, sich über die Formen des monumentalen offiziellen Totenkults zu mokieren, die Ausstellung tut es zu Recht nicht.

Sie tut aber auch anderes nicht. Literatur und Film kommen fast gar nicht vor, die neuerliche Funktionalisierung des Kriegsmythos in Putins Russland ebenso wenig wie die Erinnerung in den nichtrussischen Völkern der ehemaligen UdSSR. Knapper Raum entschuldigt manches, nicht aber das Ausweichen vor offenkundigen Fragen. So zeigt die Ausstellung die bekannte Aufnahme zweier Soldaten, die auf dem Reichstag die Rote

Fahne hissen. Drei Armbanduhren kann man darauf sehen, Jewgeni Chaldej's Fotos mussten deshalb retuschiert werden. Das erfährt man hier nicht. Auch in Russland gab es eine nichtöffentliche Erinnerung an eigene Verbrechen an der feindlichen Zivilbevölkerung; warum kein Wort davon und über die Dissidenten Kopelew und Solschenizyn? Vor allem aber: die Rede vom "Großen Vaterländischen Krieg" statt vom "Zweiten Weltkrieg" war auch Ausdruck des Versuchs, den Kontext auszublenden. Die Veröffentlichung des Geheimen Zusatzprotokolls zum Hitler-Stalin-Pakt in der Perestrojka-Zeit war eine regelrechte Erschütterung. Dass so etwas hier unerwähnt bleibt, ist absurd.

Bebber, Werner van

Führers Jacke bleibt in Moskau. Karlshorster Kapitulationsmuseum wollte Hitlers Ausgehuniform zeigen. Doch das Kulturministerium zieht nicht mit

Der Tagesspiegel 03.05.05, S. 10

<http://archiv.tagesspiegel.de/archiv/03.05.2005/1790787.asp>

Zwei Uniformjacken, eine sowjetische, eine deutsche, ausgestellt in Karlshorst, im Raum, in dem drei deutsche Generäle am 8. Mai die bedingungslose Kapitulation unterzeichneten. Zwei besondere Uniformjacken: die Stalins und die Hitlers. Zwei Jacken als Symbole der beiden Diktaturen, die Krieg gegeneinander führten. Peter Jahn, Leiter des deutsch-russischen Museums Karlshorst, hält das noch immer für eine bedeutungsgeladene Inszenierungsidee zum 60. Jahrestag des Kriegsendes. Die Inszenierung sollte Besucher des Museums in eine aktuelle Schau hineinführen. Unter dem Titel „Triumph und Trauma“ wird sie sich mit den sowjetischen und nach-sowjetischen Erinnerungen an den Krieg befassen. Das klappt nicht, die beiden Diktatorenjacken werden nicht gezeigt. Sie sind zum Politikum geworden.

Die Jacken, Kriegsbeute, gehören einem Moskauer Museum. Bei der Hitlerjacke handelt es sich um eine helle Ausgehuniform, deren Kragen versengt ist. An ihrer Echtheit hegen Fachleute keine Zweifel. Stoff, Schnitt, Größe – alles stimmt. Moskauer Museumsleute, erzählt Jahn, wollten ihm die beiden Jacken leihen, verlangten aber, was Moskauer Kultureinrichtungen beim Verleihen von Museumsstücken immer verlangen: eine staatliche Rückgabe-Garantie. Die aber verweigert die Bundesregierung für Kultur und Medien (BKM), die der Staatsministerin Christina Weiss unterstehende Behörde im Bundeskanzleramt.

Für Hans Ottomeyer, Generaldirektor des Deutschen Historischen Museums, ist das „eine tiefgehende Sache“. Ottomeyer ist in zweierlei Hinsicht von dem Vorgang betroffen. Einerseits theoretisch: Auch sein Haus zeigt Kriegsbeute. Die sind anders zu behandeln als erbeutete Kunstwerke. Kriegsbeute, von der Fahne bis zur Waffe, ist unbestrittener Besitz der Museen. Würde man darüber streiten wie etwa über erbeutete Bilder, kämen die Geschichtsmuseen und Zeughäuser „in ein großes Dilemma“, wie Ottomeyer sagt. Ganz praktisch betrifft ihn der Vorgang, weil er vor ein paar Wochen im Moskauer Historischen Museum einen Vortrag gehalten hat und mit Kollegen schon überlegte, wie man die Ausstellungsstücke am besten verpacke. Da weigerte sich das BKM plötzlich, die bisher übliche Rückgabegarantie auszustellen.

Keiner weiß, warum das so ist. Eine Sprecherin der Behörde sagte, die von den Moskauer Museumsleuten geforderte Garantie sei nicht nötig. Bei der Hitlerjacke handele es sich nicht um ein Kulturgut, sondern um Kriegsbeute. Auf die Idee, die geforderte Garantie unbürokratisch zu geben, will sich die Sprecherin nicht einlassen.

Ottomeyer vermutet als Ursache eher ein Missverständnis. Dass es Befürchtungen gibt, von der angesengten Hitlerjacke könne eine Anziehungskraft für Neonazis ausgehen, glaubt er nicht. Gewiss, sagt er, es gebe generell „die Angst, Stücke des persönlichen Gebrauchs von nationalsozialistischen Größen in den historischen Kontext zu stellen“. Manche sähen eine Ausstellung eben immer als „Medium ehrenden Gedenkens“. Das sei aber nicht das Anliegen einer Ausstellung, die einen kritischen Kontext herstellt.

Nichts anderes hatte und hat Peter Jahn im Kapitulationsmuseum vor. In der Schau über „Triumph und Trauma“, die am 4. Mai eröffnet werden soll, geht es um die Bedeutung des „Großen Vaterländischen Krieges“ im kollektiven Gedächtnis der Russen – und um private Erinnerungen daran. Das geht auch ohne Stalin- und ohne Führerjacke.

Hollersen, Wiebke

Sowjetarmee. Bereinigte Zerrbilder. (Der Artikel dokumentiert ein Gespräch der Autorin mit Peter Jahn, dem Leiter des Deutsch-Russischen Museums Berlin-Karlshorst).

Berliner Zeitung 03.05.05, S. 2

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2005/0503/politik/0045/index.html>

„Im Großen und Ganzen, sagt Peter Jahn, gehen die Berliner inzwischen gut mit ihrem Verhältnis zur Roten Armee um. Sie haben zu einem "verständnisvollen Bild der Geschichte" gefunden. Peter Jahn leitet das Deutsch-Russische Museum in Berlin-Karlshorst, er kennt die Ausschläge, die die Berliner Volksseele immer noch nimmt, wenn es um das Kriegsende geht. In das Gästebuch seines Hauses tragen sich immer noch Menschen ein, die über die russischen Verbrecherbanden klagen, und solche, die die Ehre der sowjetischen Befreier beschmutzt sehen. In das Museum kommen alte Berliner, die das Kriegsende miterlebt haben, oder junge, die die Geschichte der Eltern umtreibt. "Im Allgemeinen akzeptieren sie unsere Darstellung."

Der russische Soldat war für die Deutschen schon ein Zerrbild, bevor die Nazis den Krieg gegen die Sowjetunion begannen. Die Propaganda hatte gewirkt: Asiatisch-primitiv und brutal seien die Russen. "Die Deutschen hatten einen riesigen Angstkomplex", sagt Peter Jahn. Nach dem Krieg erfüllte der sich zum Teil. Selbst die russische Seite räume längst ein, dass es Racheexzesse gegeben habe. Andererseits verteilten Soldaten Brot an Kinder, Offiziere spielten am Klavier die Mondscheinsonate - und enttäuschten das Klischee vom Untermenschen.

Die Ideologen des Kalten Krieges zementierten die Zerrbilder auf beiden Seiten der Mauer. "Im Westen hieß es: Hätten wir Stalingrad nicht verloren, stünden jetzt nicht die Kommunisten vor der Tür. Im Osten war jeder Sowjetsoldat ein Held, der ein kleines Mädchen gerettet hatte", sagt Jahn. Er selbst ist in West-Berlin aufgewachsen und erinnert sich an die Dauerthemen Vergewaltigung und Vertreibung, von offenen Rechnungen war die Rede. Im Osten bleiben die Leiden der deutschen Zivilbevölkerung bis 1989 ein Tabu. "Nach der Wende öffnete sich bei den Ost-Berlinern ein psychologisches Ventil. Sie hatten ein großes Bedürfnis, über die schmerzhaften Seiten dessen, was für sie immer nur Befreiung heißen durfte, zu reden."

Insgesamt haben die Ost-Berliner heute ein ausgewogeneres Bild vom sowjetischen Soldaten, als die Menschen in West-Berlin, sagt Jahn. Vielleicht, weil sie mit der Wende die Klischees überprüft und das Gesamtbild neu abgestimmt haben. Im Westen habe

sich zwar seit Mitte der 70er-Jahre die Lage entspannt, zu einer Generalrevision kam es aber nie.“

Emmerich Marlies

Im Glanz der Geschichte. Erinnern – Viele Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion gedenken in Berlin des Kriegsendes. Vor allem die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde ehren die Rote Armee als Befreier.

Berliner Zeitung 03.05.05, S. 2

<http://www.berlinonline.de/berliner-zeitung/archiv/.bin/dump.fcgi/2005/0503/politik/0010/index.html>

„Zwischen Russland und Amerika liegen Ozeane, zwischen Russland und Deutschland liegt Geschichte“, hat der russische Präsident Wladimir Putin einmal gesagt. Für die Jüdische Gemeinde in Berlin gilt dies in besonderer Weise. Fast 8 000 Zuwanderer aus der ehemaligen Sowjetunion haben inzwischen in der Jüdischen Gemeinde zu Berlin eine neue Heimat gefunden, hinzu kommen rund 20 000 Juden aus GUS-Staaten, die sich nicht an eine Gemeinde gebunden haben. Für sie alle stellt der 8. Mai 1945 in besonderer Weise einen Tag der Befreiung dar.

Rund 1,25 Millionen jüdische Soldaten kämpften während des Zweiten Weltkriegs in der Sowjetunion gegen Deutschland - die überwiegende Mehrheit von ihnen in der Roten Armee. So ist es nicht weiter verwunderlich, dass die Rote Armee in Berlin von den ost-europäischen jüdischen Zuwanderern bis zum heutigen Tag verehrt wird - vor allem von den Älteren. Regelmäßige Erinnerungstreffen, etwa zum Gründungstag der Roten Armee im Februar, gelten als kleine inoffizielle Feiertage in der Jüdischen Gemeinde. Und ein schlechtes Wort über die sowjetischen Kämpfer gegen das Nazi-Regime kann schnell als Beleidigung aufgefasst werden. "Es besteht eine sehr starke Bindung zur UdSSR und zur Roten Armee", sagt Albert Meyer, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde. Nicht die Alliierten, sondern ausschließlich die Rote Armee würde von Veteranen als die Befreier vom faschistischen Joch gewürdigt.

In diesen Tagen wird so manche Zusammenkunft vom 60. Jahrestag des Kriegsendes beherrscht. Morgen wird in der Jüdischen Gemeinde der Tag der Veteranen begangen, zu dem mehrere hundert Teilnehmer, dekoriert mit hohen Auszeichnungen, erwartet werden. Am 8. Mai laden die Gemeinde, der Zentralrat der Juden in Deutschland und der Weltkongress russischsprachiger Juden in die Urania ein, um des 60. Jahrestags der Befreiung Europas vom Hitler-Faschismus zu gedenken.

Mitunter kommt es sogar vor, dass sich ganz privat organisierte Vereine ganz offiziell geben und im Nachhinein noch in diesen Tagen Orden für den Einsatz bei Luftlandetruppen verleihen. Und nach dem Gottesdienst in der Synagoge kommt nicht Wein, sondern Wodka auf dem Tisch - ein kleiner, nicht unzulässiger Stilbruch. Die Veteranen und die jungen Leute kommen von überall her, aus Moskau, Tiflis, aus Kiew und Tscheljabinsk. Der "Club Masoret" und der "Club der Kriegsveteranen" erhalten finanzielle Hilfe der Jüdischen Gemeinde. Auch die Räume dürfen genutzt werden. Da ist mitunter bei offiziellen Anlässen unter Beifall zu hören: "Wir danken den Helden der Roten Armee, den Befreiern und Rettern der letzten Überlebenden von Auschwitz, ihr Ruhm und ihre Ehre werden niemals vergehen."

Nicht nur die Jüdische Gemeinde gedenkt in Berlin des Siegs der Roten Armee. Rund 150 000 Zuwanderer aus der Ex-Sowjetunion sind seit der Wende nach Berlin gekommen. Und so fällt auf, dass das heutige russische Berlin kaum weniger Einwohner zählt als in den Zwanzigerjahren. Kontakte zur Heimat gehören via Satellit zur Selbstverständlichkeit. Allein zwei russische Wochenzeitungen - "Europa Express" und "Russkij Berlin" - bringen es zusammen auf eine Auflage von stattlichen rund 150 000 Exemplaren. Ihre Herausgeber gelten als einflussreich und reich. "Unser Vaterland ist die russische Sprache" wirbt einer von ihnen. Es existieren Wirtschaftsvereinigungen und Gaststätten. Das Jüdische Filmfestival nimmt regelmäßig russische Produktionen ins Programm - in diesem Jahr wieder im Juni. Während aber einige Existenzgründer und Künstler Erfolg haben, muss der überwiegende Teil der Zuwanderer von Sozialhilfe leben oder sich mühsam durchs Leben kämpfen.

Besonders schlecht geht es den Rentnern, die entweder ihren Familien folgten oder vor dem neuen Antisemitismus in Osteuropa flohen. Da wohnt nahe Berlin der arbeitslose Raketenspezialist, ohne den die sowjetische Raumforschung nicht vorstellbar ist, da muss der einstige Generaldirektor einer Firma, die die legendäre Druschba-Rohstofftrasse durch Sibirien aufbaute, mit einer schmalen Rente auskommen. Im "Club der Erfinder" sind nicht wenige Mitglieder Professoren im Ruhestand, andere erzählen von ihren Tätigkeiten als ehemalige Laborchefs oder Ingenieure in einst hochrangigen Positionen. "Das größte Problem für uns ist die Sprache", sagt einer von ihnen. Die Clubs gelten als kleine Oasen, um sich auszutauschen. Denn niemand verkraftet schadlos den Abstieg aus der allgemeinen Anerkennung und den Sprachverlust.

Im verblassenden Glanz der Geschichte nimmt die Helden von einst kaum jemand wahr.

wird fortgeführt